

(Nachdruck verboten.)

23]

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Alles was Jsidor aus der Nachbarschaft erzählte, hatte kein Interesse für sie: also war er einfach gekommen, um das Haar zu schneiden.

Nach einer Weile sah sie jedoch, wie Jsidor das ab-geschchnittene Haar zusammensuchte, in sein Tuch packte und hinter dem Rücken des Notars in den Lederack steckte, in welchem er seine Instrumente aufbewahrte.

Augenblicklich fuhr es ihr wie ein Blitz durch ihr Gehirn: Eurlure war es, der sich nicht mit dem Blut genügen ließ, an dessen Echtheit er ohne Zweifel nicht glaubte, und darum jetzt das Haar zum Analysiren haben wollte; sein Besuch, seine Höflichkeit und Komplimente, seine Bitte um das Taschentuch, alles erklärte sich durch diese Sendung Jsidors mit solcher Deutlichkeit, als ob er selbst freimütig ihre Fragen, die sie ihm darüber vorlegte, beantwortete.

Sie blieb drei bis vier Sekunden unbeweglich und über-legte; dann nahm sie schnell eine Scheere vom Tisch und eilte in das Notariatsbureau hinab, öffnete die Thür, die nach dem zweiten Bureau führte und rief hinein:

„Herr La Vaupalière, könnten Sie eine Minute herkommen?“

„Natürlich, gnädige Frau.“

Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, drückte sie ihn leidenschaftlich, aber mit der Schnelligkeit eines Blitzes an sich.

„Was giebt es?“ fragte er.

„Ich muß Dir eine Locke abschneiden.“

„Darum rufst Du mich?“

„Findest Du denn, daß das für mich nicht der Mühe wert sei, zu kommen?“

Ehe er antworten konnte, hatte sie ihm eine ziemlich dicke Locke abgesehnt.

„Nähre nun heute Abend nach Rouen und laß Dir Dein Haar schneiden; siehe aber zu, daß man bis dahin nichts bemerkt.“

„Wirst Du mir nicht wenigstens erklären...“

„Ich muß wieder hinaufgehen; ich kann Dir nur eins sagen: daß unsere Qual bald zu Ende sein wird; er ist verurteilt; man rechnet nur noch nach Tagen.“

Sie küßte ihn nochmals und eilte davon.

Als sie wieder in das Zimmer ihres Mannes eintrat, war Jsidor eben mit dem Haarschneiden fertig.

„Nicht wahr, Madame, was hat Herrn Courteheuse ganz verjüngt?“

„Gewiß. Und jetzt müssen Sie ihn auch noch rasieren.“

„Aber ich bin der Sache jetzt überdrüssig,“ sagte Courteheuse.

„Nur noch ein wenig Mut, ich bitte Dich, mein Freund; Du wirst Dich darauf wohl fühlen.“

„Gehen Sie in die Küche,“ sagte sie zum Barbier, „und lassen Sie sich warmes Wasser geben.“

Kaum hatte Jsidor das Zimmer verlassen, als sie nach dem Kamin schritt und sich so stellte, daß ihr Mann, selbst wenn er sich umwendete, die Bewegungen ihrer Hände nicht sehen konnte; dann nahm sie aus dem Lederack das Haar ihres Mannes heraus und legte das von La Vaupalière dafür hinein. Allerdings war das Haar La Vaupalières seiden-artiger und feiner als das des Notars, aber wenigstens war es von der gleichen Farbe, beides war blond, und wenn man nicht beides nebeneinander sah und verglich, so konnte man es nicht unterscheiden.

Nachdem dies geschehen, nahm sie ihren Platz am Fenster wieder ruhig ein. In diesem Augenblick pochte jemand an die Thür; es war La Vaupalière.

„Verzeihen Sie, ich habe Sie nur um eine Unterschrift für eine Lebensbeurkundung zu bitten.“

Als der Friseur mit dem neuen Wasser zurückkam, kreuzte er sich mit La Vaupalière, der eben das Zimmer verließ; es gab sogar einen kleinen Zusammenstoß, bei welchem das Messerchen Wasser beinahe zu Boden gefallen wäre.

XXIV.

Hortense hatte sich nicht getäuscht, als sie zu La Vaupalière sagte, daß ihr Mann nur noch einige Tage zu leben habe: vom Tage nach dem Haarschneiden zeigten sich sehr erschreckende Symptome, und als im Laufe des Tages Hanybel kam, bestätigte er den Anfang einer Lähmung der Füße und Hände, die ihn beunruhigte.

Als Hortense ihn beim Hinausbegleiten frag, ob Gefahr vorhanden sei, meinte er:

„Die Prognose ist im allgemeinen günstig.“

Er fügte aber sofort hinzu:

„Ich werde morgen wiederkommen.“

Als Hanybel am anderen Morgen wiederkam, hatte das Leiden einen mehr oder weniger gefährlichen Charakter angenommen: das Gesicht war bläulich, der Hals geschwollen, der Atem äußerst schwer, der Puls schwach und beschleunigt und die Krämpfe, die sich jeden Augenblick wiederholten, ließen den Kranken Schreie ausstoßen, die man auf dem Quai hörte.

Der Arzt kürzte seinen Besuch ab, und als er sich empfahl, richtete er einige Worte, die bewegt klingen sollten, an Frau Courteheuse:

„Sie werden wenigstens den höchsten Trost besitzen, alles gethan zu haben, um ihn zu retten.“

Am folgenden Tag verschied Courteheuse, und wenn seiner Wittve schon der Gedanke, von dem ihr der Arzt gesprochen hatte, ein Trost sein mußte, wie viel wirksamere konnte sie noch aus der Sympathie, dem Schmerze aller derjenigen schöpfen, die ihren Mann gekannt hatten, als ihr die Beweise dieser Gefühle von allen Seiten zutamen!

Auf dem Friedhof drückte Eurlure in seiner Eigenschaft als oberster Beamte der Gemeinde deren einmütiges Bedauern aus, und die Rede, die er am offenen Grabe „des in der Blüte seiner Jahre, von der Zärtlichkeit einer jungen, vom Schmerz gebeugten Witwe Hinweggerissenen“ hielt, konnte allen denjenigen, welche ihre kläglichen Studien gemacht hatten, das Mütter, dessen er sich bediente, leicht in Erinnerung bringen. Als Onkel Sibourdel diese schönen, berebten Phrasen hörte, mußte er sich vor Nührung öfters die Augen wischen, und als er in das Sterbehaus in Begleitung La Vaupalières zurückkehrte, drückte er diesem seinen ganzen Stummer in den Worten aus:

„Es ist doch sehr traurig, so jung sterben zu müssen, gerade wenn man anfängt, Geld zu verdienen; aber gleichviel, es muß einem doch Vergnügen machen, sich so bedauert zu sehen. Als wir miteinander auf dem Wege von Orival davon sprachen, war ich hundert Meilen davon entfernt, zu glauben, daß es so schnell mit ihm ausgehen würde! Ja, ja, so geht's mit uns Menschen! Aber wissen Sie, was gesagt ist, ist gesagt: Onkel Benoit hat nur ein Manneswort.“

Hortense konnte als Witwe das Haus in Dassel nicht weiter bewohnen; andererseits wollte sie aber auch nicht zu ihrem Onkel ziehen, wie dieser ihr vorschlug; sie beschloß also, sich nach Rouen in eine Art von Klosterpension, einen halb geistlichen, halb weltlichen Aufenthalt zurückzuziehen wo man Frauen, Witwen und ältere Fräulein, die ohne Heim und ohne Familie sind, als Pensionärinnen aufnimmt. Dort mietete sie ein Zimmer mit Arbeitskabinett, dessen Fenster nach der Rue de l'Épée und dem hinteren Garten des Rathhauses hinausgingen; als Aussicht bot sich ihr halb zwischen Bäumen verborgen, die Spitze der Kirche von St. Quen, und darüber der Mittelthurm der Kirche, seine so prächtig gearbeitete Krone am Himmel abzeichnend. Nur eine kurze Frist wollte sie hier verbringen; sie gedachte es schon einzurichten, daß sie nicht zu lange dauere.

Zunächst schrieb sie an La Vaupalière, er möge sie Freitag nach ihrem Einzug besuchen; er leitete das noch unverkaufte Bureau, ordnete die Geschäfte, zahlte die Ausgaben aus; sein Besuch erklärte sich also auf ganz natürliche Weise; sonderbar wäre es umgekehrt gewesen, wenn er nicht zu ihr gekommen wäre, um ihr Bericht über den Gang ihrer Angelegenheiten abzustatten und ihre Befehle entgegenzunehmen.

Sie erwartete ihn also um fünf Uhr, und zu seinem Empfange machte sie eine Toilette, die weder von Tod noch von Wittwenhaft sprach: sie legte eine der schwarzen Roben an, die sie stets in Dassel getragen hatte; er sollte sie so wieder-

finden, wie er sie immer gesehen hatte, als wenn er sie soeben verlassen hätte.

Würde er pünktlich sein? Darüber war sie unruhig, denn aus dieser ersten Zusammenkunft konnte sie auf die Zukunft schließen.

Als es fünf Uhr geschlagen hatte, pochte man leise an die Thür. Sie öffnete. Er trat, den Hut in der einen, die mit Papieren gefüllte Ledertrappe in der anderen Hand haltend, ein. Schnell schloß sie die Thür wieder zu und zog ihn durch das Arbeitskabinett nach ihrem Schlafzimmer; nachdem sie ihm Hut und Mäpfe abgenommen hatte, mußte er sich auf einen Fauteuil niederlassen; dann schlang sie die Arme um seine Schultern und setzte sich auf seine Knie:

„Oh! Liebster! Liebster!“

Und das war ein Flüstern, eher einer Musik, als deutlich gesprochenen Worten ähnlich.

Als er einmal seine Blicke im Zimmer umherschweifen ließ, löste sie die Arme:

„Du bist neugierig, zu sehen, wie ich eingerichtet bin,“ sagte sie, „gehen wir schnell durch meine Wohnung; sie ist so einfach, daß die Befichtigung schnell zu Ende sein wird.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Heimfahrt.

Eine Schauspieler-Geschichte von Karl v. Heugel

(Schluß.)

Der Mond kämpfte noch immer mit der schwarzen Wolkentwand, aber schon säumten sich ihre Spitzen mit einem zarten Silberglimmer, der sich scharf von dem düsteren Untergrunde abhob.

Die Naive wickelte die Enden ihres Mantels um die Füße des jungen Mannes, dann lehnte sie sich mit dem Rücken gegen seine Knie, den Kopf hinten überbeugend.

Eine zitternde Bewegung durchlief den Körper des Jünglings. „Sitzen Sie doch ruhig, Hilmar!“ rief sie heftig, „ich will eine Stütze haben.“

Ein sonderbarer, knarrender Ton drang von der Direction herüber.

„Pfarrer Hesterding schläft,“ flüsterte der Bonvivant zu seiner Nachbarin.

Als ob er sich von der Wahrheit dieser Worte überzeugen wollte, brach jetzt der Mond voll aus dem verklärten Gewölbe hervor und erhellte für einige Augenblicke die Gegend ringsum mit leuchtendem Silberglanz.

Da zeigte sich's denn, daß nicht nur der Direktor an der Schulter seiner Gattin in seligem Schummer lag, welche ihrerseits mit der Stirn fast auf der Geldkassette ruhte, deren grünes Drahtgesecht im Mondlicht funkelte — auch Herrn Ziegler's Oberkörper war weit vornübergebogen und der Klavierpieler hing schon ein Viertel außerhalb des Wagens.

Fräulein Pauline hob, von den indiscreten Mondstrahlen belästigt, ihren Kopf mit rascher Bewegung aus dem Schoße Herrn Roberts empor, und dieser, sich von jemand angerebet glaubend, murmelte in leichter Verlegenheit: „Wie sagten Sie?“

Der junge Anfänger sah mit verlangenden Blicken in das reizende Gesicht des Mädchens zu seinen Füßen. Sie hatte die Augen halb geschlossen. Das braune Haar fiel in krausen Wellen über die Stirn. Zwischen den roten Lippen schimmerten die weißen Zähne.

Ein unbeflegliches Verlangen, ihren Mund zu küssen, befahl ihn. Der Mond verschwand wieder hinter den Wolken, deren obere Schicht jedoch in eine weiße, silberne Flut getaucht blieb, von welcher eine matte Helligkeit ausging.

Hilmar beugte sich zu dem Mädchen hinab. Da schlug sie plötzlich die Augen weit auf und sah ihn an. Es glimmerte seltsam in ihren Blicken.

Erstochen fuhr er zurück.

„Dummkopf!“ murmelte sie.

Ja doch, sie hatte recht! Warum nahm er sich nicht ein Herz und riß sie in seine Arme? War das Glimmern in ihrem Auge nicht deutlich? Vielleicht aber war es nur der Widerschein der glühenden Mondeswellen.

Sie behandelte ihn ungleich, bald trug sie eine spöttische Kälte, bald ein aufreizendes, werbendes Wesen im Blick und Ton gegen ihn zur Schau.

Sie war etwas Anderes, Besseres, wie die übrige Gesellschaft dieser Schmiere. Sie paßte so wenig dahin wie er, der, von der Theaterakademie kommend, sich hier die ersten schauspielerischen Sporen verdienen gewollt, weil er zu ungeduldig gewesen, um in Ruhe ein besseres Winter-Engagement abzuwarten.

Wie ekelte ihn das Rasperletheater an! Aber Paula hielt ihn. Sie waren beide verwandte Naturen, in denen der Zug nach dem Idealen, wie die Scheu vor dem Häßlichen, Gemeinen gleichmäßig ausgeprägt schien.

Er wollte erst gehen, wenn sie auch ging. Ihr gesiel indessen vorläufig dies wandernde Komödiantentum.

Er hatte lange nach einer Gelegenheit gedürstet, sie gänzlich an sich zu fesseln, zu binden, aber sie wußte ihm noch immer auszuweichen. Noch nie war er auf einem der vielfachen Absteiger in so nahe Berührung mit ihr gekommen wie diesmal.

„Der Gaul kann heute wieder nicht vom Fleck,“ sagte die Frau des Charakterspielers halblaut zu ihrem Liebhaber.

„Ich glaube, der Knecht, dieser saubere Kutscher, ist ebenfalls eingemitt,“ antwortete der Bonvivant.

Hilmar wandte den Blick unmutig nach den Sprechenden. Das blieb ja heute merkwürdig lange munter. Konnten die nicht auch schlafen? Warum er das eigentlich wünschte, vermochte er sich nicht recht klar zu machen. Kurz, es wäre ihm eben lieb gewesen.

Eine Weile blieb wieder alles still, nur der eintönige Hufschlag des mageren Aksepfers und das mahelnde Geräusch der Räder war zu vernehmen.

Plötzlich faßte Hilmar den Kopf des Mädchens und drückte ihn mit beiden Händen.

„Lassen Sie das! Sind Sie wahnsinnig geworden?“

„Paula!“

„Was soll's?“

„Nichts,“ gab er eingeschüchtert zurück.

Sie legte den Kopf wieder hintenüber, als wäre nichts vorgefallen.

Wahrhaftig, er hatte keine Courage!

Aber mit einem Male besand er sich neben ihr, unten im Wagen, an ihrer Seite. Das Stroh knisterte.

„Was fällt Ihnen ein!“ zürte sie. „Machen Sie, daß Sie auf Ihr Breit zurückkommen. Ich will allein bleiben.“

Er legte den Arm um ihre schlante Taille, eine prickelnde Hitze durchströmte ihn, trotz des leichten Nachtfrosies. Er bog ihr den Kopf zurück und forschte in ihren Augen nach jenem verheißungsvollen Glimmern von vorhin. Aber er begegnete nur einem Ausdruck eisiger Kälte.

Da ließ er die Arme sinken.

„Ist der Mut schon wieder verrannt?“ flüsterte sie spöttlich.

Hilmar deutete stumm auf den Bonvivant und die Gattin des Charakterspielers.

„Sie schlafen,“ bemerkte sie gleichmütig.

Abermals durchbrach die volle Scheibe des Mondes das silberne Nebelgewölbe. Ein leichter Wind fuhr durch das noch sommerlich grüne Laub der Bäume. Aus den Büschen und Gestrüchern jenseits der Landstraße drang es hervor wie geheimnißvolles Raunen und Mauschen.

Unter dem dichten, tiefbraunen Haar leuchtete des Mädchens Gesicht marmortweiß und kalt, gleich dem einer antiken Statue im Mondenstrahl.

Nur von ihren Lippen streifte der warme Hauch des Lebens zu ihm herüber.

Da küßte er sie unvermittelt, rasch, mehrmals hintereinander.

Sie wehrte sich und rang mit ihm.

„Was willst Du?“ leuchtete sie.

„Dich!“

„Nein!“

Bei dem heftigen Hin- und Herrücken waren sie in die Nähe des schlummernden Herrn Robert und seiner Anstandsdame gelangt. Hilmar suchte Paulas Arm zu erfassen, da sie sich ihm aber gerade in diesem Augenblick mit geschidter Bewegung entwand, so that er einen Fehlgriff, dessen unglückliches Opfer die arme Pauline wurde.

„Herrgott, wer kneift mir da?“ gelte es plötzlich durch die Nacht.

„Also darum Räuber und Mörder!“ murmelte der Direktor im Schlaf.

Als die Anstandsdame den Schrei ausstieß, hatten sich Hilmar und die Naive instinktiv gleichzeitig an die Wagenwand zurückgelehnt und kauerten dort mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefen.

Beide lauschten mit angehaltenem Atem, weil sie glaubten, daß nun ein allgemeines Aufwachen der anderen erfolgen werde.

Aber nur der Kutscherknecht machte eine halbe Drehung auf seinem Sitz nach den Insassen des Wagens zu, um mit dämlicher Miene zu ergründen, was los sei.

Sonst blieb alles ruhig.

Auch Fräulein Pauline war wieder eingedruseelt.

„Also hast Du doch Mut, und ich glaubte, Du seiest feige!“ preßte Paula hervor, schon halb bezwungen.

„Mein bist Du!“

Wie im Fieber kam es von seinen Lippen.

Blendend lag der Mondglanz auf ihrem weißen Halse. Und nun berührte ihn sein Mund, brennend heiß — sie widerstrebte nicht mehr.

Die Arme wollte sie ausstrecken nach dem Manne . . .

„Du Dirne!“ klang es da wie ein Donner Schlag an das Ohr der Beiden.

Und gleichzeitig mit diesen Worten fiel der wadere Charakterpieler und Bettelträger, der auch im Traum noch seine Rolle als Oberstleutnant Schwarze weitergespielt und eben gerade bei dem Schluß derselben angekommen sein mußte, wie ein Sack von seinem Brettle mitten in den Wagen hinein.

Diesmal erfolgte wirklich allgemeines Erwachen. Es dauerte

lange, ehe sich die Wogen des Gelächters gelegt und man allmählich wieder einzuschlafen begann.

Der Anfänger und die Naive saßen einander stumm und ermüdet gegenüber.

Der Jauber, der sie zuvor miteinander verbunden, war vernichtet. Zwei Worte hatten ihn gebrochen. —

### Kleines Feuilleton.

— a — **Frühlingsblick.** Vorsichtig tastete er sich die Treppe hinunter, Stufe für Stufe und Absatz für Absatz. Nach jeder Treppe ruhte er sich erst aus. Er hatte nicht gedacht, daß ihn die Krankheit so mitnehmen würde. Es war ihm nicht möglich, Stufe um Stufe hinabzusteigen. Wie ein kleines Kind mußte er erst das zweite Bein nachziehen, ehe er den Fuß auf die folgende Treppenstufe setzen konnte. Manchmal war es ihm, als rutsche die Treppe unter ihm fort. Bitternd hielt er sich am Geländer fest.

Endlich war er auf der Straße. Das Leben und Treiben bestänble ihn fast. Das Rollen und Rattern der Geschäftswagen, das Lärmen der Kinder brauste ihm in den Ohren. Schlüpfend ging er über den Straßendamm, auf dem ganze Schwärme von Kindern spielten. Bälle warfen sie einander zu, mit Steinen schmetterten sie kleinere vor einem größeren, über Reisen sprangen sie, griffen und haßten einander — und was Kinder noch alles auf dem Großstadtpflaster spielen können, um sich anzutoben in dem schmalen Sonnenstreifen, den der Schatten der hohen Häuser in den Straßen wenige Stunden freiläßt.

Dem Gesehenden schwindelte in dem wirren Durcheinander, zwischen dem gesunden, übervollen Leben, das um ihn lärmte. Und doch war es ihm, als wenn sich das Leben ihm mitteilte, als ob es ihn erwärme und kräftige.

Da rief ihn der Kutscher eines Wagens an. Er bemühte sich, rasch auf den Bürgersteig zu kommen. Aber die Beine versagten ihm den Dienst. Nur ganz langsam schleppte er sich vorwärts. Der Kutscher rief und suchte und zockte das Pferd zurück, doch das Rad streifte den Gesehenden trotzdem noch. Kalter Schweiß lief ihm über das Gesicht. Er hörte nur dumpf das Gewettere des Kutschers: „So'n großer Mensch könne sich doch vorjehn!“

Bitternd stand er an der Vordschwelle. Diese Noheit! Weiter konnte er nichts denken. Der Kopf war ihm immer noch von der Krankheit benommen.

Als er wieder zur Besinnung kam, ging er gerade aus die Straße hinunter. Einige vorübergehende Arbeiterfrauen riefen sich zu: „Solche Unvernünftigkeit! Das ist nun ein Erwachsener! Was darf man da von Kindern verlangen?“

Ein heißer Groll gegen sie stieg in ihm auf. Aus ihren verarbeiteten Gesichtern und Gestalten schien ihm nur Reid und Mißgunst zu blicken. In diesem Augenblick haßte er sie, haßte sie mit jener übermäßigen Empfindung der Kranken.

„Nicht doch, der ist ja nicht gesund!“ sagte da eine leisere, milde Stimme. Die Frauen schwiegen und sahen ihn an. Etwas neugierig, doch mitleidend, mit mütterlich zarten Blicken.

Das verwirrte ihn. Fast kindisch drohend erwiderte er ihre Blicke. Er brauchte kein Mitleid.

An der Ecke konnte er nicht weiter. Der Bürgersteig wurde mit frischem Theer belegt. Den Weg versperrten zuschauende Kinder. Die vorübergehenden Damen und Herren bähnten ihm keinen Weg durch den dichten Schwarm. Der scharfe Qualm, der aus dem Kessel herüberwehte, reizte ihn zum Husten. Seine Knie wankten... Da sah einer von den Arbeitern auf, die den Theer über die Steine strichen. Mit polterndem Ton fuhr er die Kinder an — der Gesehende konnte vorüber; die Kinder waren erschreckt fortgelaufen. Der Arbeiter lachte.

Der Gesehende lachte auch. Er sah abwechselnd den Arbeiter an und die Straße hinunter, wo sich das frische Frühlingsgezwieg wie grüne Fäden über die grauen Mauern spannte. Er kam sich vor, wie in einem Traum. Die Menschen waren viel, viel liebevoller, als er gedacht hatte. —

— **Salomonisches Urteil.** Anno 1557 wollte ein Bäuerlein in Hildesheim, nachdem es auf dem Markte seine Ware losgeworden war, in einer Carlische einen guten Braten essen. Während der Mann aß und trank, rissen sich draußen seine beiden Esel los und liefen in den Hof eines Apothekers, wo sie zwei Kübel Wein fanden und austranken. Die betrunkenen Esel machten einen Höllelärm. Der Apotheker kam hinzu, roch den Braten und verklagte das Bäuerlein vor dem Bürgermeister. Das war ein schwieriger Fall; endlich nach langem Hin- und Herreden fällte der Brave nachstehenden salomonischen Richterspruch: „Da die Esel gestanden hätten, so sei der Trunk als Ehrentrunk anzusehen; hätten sie dazu geseffen, sollt es ihnen für eine Bege gehalten werden!“ — (D. Neue Jahrb.)

### Wolfskunde.

gk. **Alte Maibräuche im Elsaß.** Die Feier des ersten Mai, die ehemals im Elsaß allgemein begangen wurde, findet sich jetzt nur noch in einzelnen Gegenden im Ober-Elsaß. Der alte Konrad von Dantropheim erzählt, daß man noch im 15. Jahrhundert an diesem Tage sich einen Aderlaß machen ließ, und daß die Kranken

sich am 1. Mai zu den berühmten Bädern von Baden begaben. Zu Hagenau wurde eine berühmte Messe abgehalten, zu der die Leute aus allen Teilen des Landes zusammenströmten. Ein wenig später findet sich in der Geschichte des Abtes von Froideval bei Belfort erwähnt, daß es Brauch war, die Herde des Klosters auf den Feldern der Nachbarschaft weiden zu lassen. Die Hirten des Kantons, die die Tiere zu beaufsichtigen hatten, konnten dafür an jedem ersten Mai zum Kloster kommen und vom Morgen bis Abend schmausen, so viel sie mochten; der Tisch war stets gedeckt. Sie kamen mit ihren schönsten Kleidern dahin und die Hüte hatten sie mit Bändern geschmückt. Im Ober-Elsaß hat sich auch die Maifeier am treuesten erhalten. In Steinulz (Kreis Altkirch) gehen die jungen Mädchen am ersten Mai in den benachbarten Wald, schneiden ein Bäumchen ab und schmücken es mit Blätterquirlen und bunten Bändern. Dann wird auch eine, die den Maibaum tragen soll, von ihnen mit Blumen und Quirlen geschmückt und so wandern sie nach dem Dorf zurück. Bei jedem Hause bleiben sie stehen, tanzen um die Trägerin des Maibaums herum und singen dabei ein altes Lied. In Biedertal, einem andern Dorf desselben Kreises, wird der Mai wieder anders gefeiert. Hier tragen kleine Mädchen eine quirlaundenumwundene Fichte herum, sammeln in einem Korb Eier ein, Del in einer Flasche, Mehl in einem Sack, Fett oder Butter in einem Topf und Geld in einem Geldbeutel. Sie singen dabei lange alte Klagelieder im Dialekt, und bei der vierten Zeile jeder Strophe drehen sie sich alle dreimal um sich selbst. Danach gehen sie in ein Haus und baden von dem, was sie eingesammelt haben, Kuchen. Früher ging das junge Mädchen, das die Fichte trug, weiß gekleidet und trug eine Krone auf dem Kopf. Vor dem letzten Kriege existierten auch in verschiedenen Ortshäusern im Unter-Elsaß ganz ähnliche Gebräuche. In Osthausen (Kreis Erstein) gingen die jungen Vurschen in den Wald, schnitten sich Zweige und Blumen und schmückten einen aus ihrer Mitte von Kopf bis zu Fuß damit, nur das Gesicht wurde ihm mit Mehl eingepudert. Dieses „Maimännchen“ wurde im Triumph nach der Stadt geführt; vor ihm trug ein Vursch einen biden Baumast, und ein anderer, der einen Korb trug, bat in jedem Hause um Eier. In Tagolsheim (Kreis Altkirch) wurde gleichfalls ein solcher Zug von jungen Vurschen gebildet. Sie sangen und in jedem Hause erhielten sie Wein, Eier, Speck oder dergleichen. Im Wirtshaus wurde dann ein kleines Fest gegeben, das mit einigen Walzertouren schloß. Die jungen Leute pflegten früher auch am 1. Mai vor den Fenstern ihrer Geliebten schlanke Fichten einzupflanzen, die an der Spitze mit Blumen und Bändern geschmückt waren. In vielen Orten des Elsaß wurde auch mitten im Dorf ein Maibaum aufgefianzt, und die jungen Vurschen und Mädchen umtanzten ihn singend alle Tage im Mai. In Mellingen (Horbach) besprengt man die Häuser mit Weihwasser, um sie vor dem Unheil, das von Hegen kommt, zu bewahren. Ein Aberglaube, der sich bei allen Kindern im Elsaß (übrigens auch sonst in Deutschland) findet, ist, daß der Mairegen das Wachstum beschleunigt. Die kleine Welt springt, wenn es regnet, ausgelassen im bloßen Kopf herum und singt dabei:

Maiermaie, mach mi groß,  
I bin e kleiner Stumbe,  
G'her under d'Lumbe;  
Bliew i als e Stümbe steh'n,  
Will i liever ins Himmele geh'n! —

### Physiologisches.

a. **Das Chloroform im menschlichen Körper.** Bekanntlich kommen trotz aller angewandten Sorgfalt und Vorsicht immer noch Unglücksfälle beim Chloroformieren vor, und sehr viele Aerzte sind deshalb von der Anwendung des Chloroforms auch schon völlig zurückgekommen. Selbstverständlich hat man sich, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, die größte Mühe gegeben, die Ursachen festzustellen, welche bei der Chloroformarose schädlich werden, um die Wirkung dieser Ursachen vermeiden zu können, aber zu völliger Klarheit hierüber ist man eben immer noch nicht gelangt. Nun haben vor einiger Zeit zwei französische Forscher, A. Desgrez und M. Nicloux, bei einer hierauf bezüglichen Untersuchung Resultate erzielt, die für die Frage von großer Wichtigkeit zu sein scheinen. Bisher hatte man nämlich immer angenommen, daß das eingeatmete Chloroform unzerlegt wieder ausgeatmet wird; die genannten Naturforscher aber konnten feststellen, daß das Chloroform im Körper von Menschen oder Tieren Zersetzungen und chemische Veränderungen erleidet, bei denen sich auch Kohlensäure in größeren Mengen bildet, die ja bekanntlich eines der schwersten Atemgase bildet. Bei den vorgenannten Untersuchungen von Tieren zeigte sich, daß solche Kohlensäurequanta gebildet wurden, daß wenn man danach die Kohlensäure berechnet, die bei der Chloroformierung eines Menschen entstehen müssen, dieselbe, namentlich bei längerer Narlose, wohl zu gefährlichen Erscheinungen Anlaß geben kann. —

### Gesundheitspflege.

en. **Der Tod im Kochtopf** — unter dieser wunderlichen Epithete bringt das „British Medical Journal“ eine Mitteilung, der unsere Hausfrauen vielleicht einige Beachtung schenken. Es handelt sich um die emaillierten eisernen Kochgeschirre, die fast in allen Haushaltungen verwandt werden. Von Zeit zu Zeit taucht immer wieder der Gedanke auf, ob das Email dieser Geschirre vielleicht gelegentlich giftige Stoffe enthalten möchte; aber darum

handelt es sich in dem gegenwärtigen Falle nicht, außerdem ist vor einiger Zeit durch sehr sorgfältige chemische Untersuchungen nachgewiesen worden, daß die Zusammenfügung des dabei bemähten Email ganz einwandfrei ist, wenn nicht eben eine grobe Unachtsamkeit oder ein direkter strafwürdiger Betrug vorliegt. Dr. Charpin ist aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich von dem Email, wenn es etwas abgenutzt ist, sehr leicht winzige, sehr scharfe Splitter lösen, die, wenn sie mit der Speise heruntergeschluckt werden, dem menschlichen Verdauungsanal im höchsten Maße gefährlich werden können. Er behandelte kürzlich einen Koch, dem beim Reinigen einer emailirten Pfanne ein winziges Stückchen Email unter dem Fingernagel geraten war und dort, da es scharf wie Glas war, eine unangenehme Verletzung hervorgebracht hatte. Ist das Email einmal rissig geworden, so kann selbst das beste Auge solche kleinen Splitter in der gelochten Speise, z. B. im Gemüse, nicht entdecken. Werden sie aber heruntergeschluckt, so können sie zu allerhand Darmkrankungen Anlaß geben und Dr. Charpin steht nicht an, die Thatsache, daß Darmleiden aller Art heutzutage häufiger geworden sind, der zunehmenden Verunreinigung der emailirten Kochgeschirre zuzuschreiben. Erscheint die Behauptung in solcher Allgemeinheit übertrieben, so ist sie doch nicht von der Hand zu weisen, wenn man an die außerordentliche Zunahme der Appendicitis denkt, der Entzündung des wurmförmigen Fortsatzes des Blinddarms, die heute eine ganz außerordentlich große Zahl von Menschen dahintrifft. Es ist zweifellos, daß oft die winzigsten Gegenstände, wie ein Himbeerkern oder ähnliches, der Grund zu dieser Erkrankung werden. —

**Aus dem Tierleben.**

**k.** Das Gedächtnis der Fische. Einen merkwürdigen Fall, der für die Beobachtungsfähigkeit und das Gedächtnis der Fische einen Beweis liefert, erzählt die „Revue Scientifique“. Es handelt sich um die Schildfische, die sogenannten Schiffshalter, die sich vermöge der an der oberen Seite des Kopfes befindlichen Saugsaughebe an dem Körper größerer Fische ansetzen und an dem Schiffsrumpf festsetzen. Auf einer Reise nach Australien durch die Torres-Strasse hat Sémon folgende Beobachtung gemacht: Eines Tages hatte er große Krabben auf dem Schiff kochen lassen, und die Lieberreste der Mahlzeit wurden über Bord geworfen. Die Fische kamen nun unter dem Schiff vor, um sich der heruntergefallenen Stücke zu bemächtigen, und kehrten mit der gewonnenen Beute wieder dorthin zurück. Sémon erkannte, daß es Schildfische waren und wollte sich einen Fisch verschaffen. Ein Krabbenstück wurde mit einem Angelhaken, an dem eine Angelschnur befestigt war, ins Wasser geworfen und sofort ein Schildfisch gefangen. Die Angel wurde von neuem ausgeworfen, aber merkwürdigerweise rührte sich kein Schildfisch mehr, um den Bissen zu erhalten. Den ganzen Tag über berührten sie nichts von den ihnen wiederholt angebotenen Speisen. Sie hielten sich fest an das Schiff, ohne sich nur einmal verschlucken zu lassen, es zu verlassen. Augenscheinlich hatten sie einen von ihnen verschwinden sehen und waren mißtrauisch geworden. Dieselbe Beobachtung wurde noch mehrmals gemacht. Kein Schildfisch derselben Schar konnte an diesem Tage mehr gefangen werden. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Die Lodoicea. Eine berühmte Palmenart lernte die deutliche Tiefsee-Expedition, wie bereits kurz gemeldet, während ihres Aufenthalts bei den Seychellen-Inseln kennen. Zu dem vorläufigen Berichte der Expedition heißt es darüber: „In zwei Thälern der Insel Praslin kommt die berühmteste aller Palmen, die Lodoicea Seychellarum, vor. Ihre Früchte, im Mittelalter hochgeschätzt und fast mit Gold aufgewogen, erreichten monströse Dimensionen und an Wucht der Belaubung kann sich kaum eine Palme mit der Lodoicea messen. Da die Exemplare unter speziellem Schutz des Gouvernements stehen, so begleitete uns auf Veranlassung des Administrators der Seychellen der Inspektor der Forste. Das Gouvernement schenkte der Expedition eine größere Anzahl von den als „Cocos de mer“ bekannten bizarren Früchten, und durch das Entgegenkommen des Inspektors erhielten wir alle in botanischer Hinsicht interessante Teile der Palme, die den Botaniker der Expedition in den Stand setzen, eine monographische Schilderung der Lodoicea zu entwerfen. Aufgenommene Photographien (die ersten, die an dem natürlichen Standpunkte aufgenommen wurden) werden später zur Belebung der Darstellung sicher beitragen.“ —

**Technisches.**

— Die Uhrenprüfungsstelle auf der Sternwarte der „Urania“ ist nunmehr zur Benutzung fertiggestellt. Die von Löbner in Berlin eigens für diesen Zweck konstruierte Normaluhr ist mit einem Messerschen Kompensationspendel versehen. Die Angaben dieser Uhr erfolgen in mitteleuropäischer Zeit; für die Uhrenvergleichung sind folgende Einrichtungen getroffen: Auf einem Streifen Papier, der sich wie beim Schreibtelegraphen, mit Hilfe eines besonderen Laufwerks gleichmäßig abrollt, macht die Normaluhr durch Schließen eines elektrischen Stromes und die dadurch bewirkte Anziehung eines Ankers bei jeder Sekunde einen Punkt. Durch eine zweite Vorrichtung, einen sogenannten Nebenklus, wird bewirkt, daß jedesmal die sechzigste Sekunde aus-

bleibt. Auf diese Weise ist man in den Stand gesetzt, genau abzuzählen, die wievielte Sekunde jeder einzelne Punkt darstellt. Nun kann ein zweiter Anker durch den Beobachter belhätigt werden, indem derselbe bei einer bestimmten Angabe der zu vergleichenden Uhr rasch auf einen Knopf drückt. Durch Ausmessung der Lage des so entstehenden Punktes gegen die von der Normaluhr herrührenden Merzeichen kann man mit großer Genauigkeit den Unterschied in den Angaben ermitteln. In dem Uhrenraume befindet sich ein Wärmeschranz, dessen Temperatur auf 30 bis 35 Grad Celsius gehalten wird; in diesen Behälter kommen die Uhren, nachdem sie bei der Temperatur von 20 Grad Celsius (der Wärme in der Westentasche entsprechend) in verschiedenen Lagen die erste Probe auf die Regelmäßigkeit des Ganges durchgemacht haben. Später werden sie noch einige Zeit in einem Kühlraum untergebracht. Die letzte Prüfung erfolgt dann nochmals bei gewöhnlicher, durch einen Thermometrographen zur Aufzeichnung gelangender Temperatur. So findet man heraus, ob während des ganzen Prüfungsverfahrens irgendwelche Störungen eingetreten sind. —

**Humoristisches.**

— Er soll dein Herr sein — „Lassen's mi aus mit dem Frauenrecht! A Ordnung muaz im Haus sein und a Respekt! Segen's, mei Frau sorgt fürs Hauswesen und's W'schaft und die Kinder, und alles andere geht's nig an — der Herr im Haus bin i!“ —

— Ein Stammgast. Gast: „Sie kennen jene Dame wohl schon von früher her?“  
Hotelier: „Zuwohl. Ach, das ist eine alte Kundschaft. Sie kehrt auf ihren Hochzeitsreisen jedesmal bei mir ein.“ —

— Neuer Adel. Komtesse Hella (einen Zeitungsbericht lesend): „Bei diesem Wirrwarr von Meinungen war kein Wort mehr zu verstehen.“  
Komtesse Hella: „Wirrwarr von Meinungen? Kenne ich doch gar nicht? Muaz wohl ein ganz neuer Adel sein?“ —

(„Jugend“.)

**Notizen.**

— Ueber eine halbe Million Mark an Lantienem soll „Das weiße Köhl“ Blumenthal und Kadelburg bisher eingetragen haben. —

— Volksschauspiel in Hochdorf. In der schön gelegenen Ortschaft Hochdorf im Seethale bei Luzern, die von Fremden viel besucht wird, wird im Laufe dieses Sommers Schillers „Tell“ in besonderer Weise und zu verschiedenen Malen zur Aufführung gelangen. Nicht weniger als 270 Personen, ausschließlich Einheimische, werden darin mitwirken. Das zu diesem Zweck erbaute große Theater mit Platz für 3000 Zuschauer entspricht allen baulichen und bühnentechnischen Anforderungen. Das luzernische Seethal mit den malerischen Seen von Baldeg und Hallwyl hat als Hintergrund das gewaltige Massiv der Hochalpen und zur Seite den „aargauischen Mtai“, den viel besuchten und leicht ersteigbaren, mit Wald und Matten bedeckten Homberg, von dessen Höhe sich ein Panorama entrollt, das zu den herrlichsten der Schweiz gehört. —

— Ueber das Spanische Theater findet sich in einer Reisebilderung der „Neuen Züricher Btg.“ folgender Bericht: Im Apollo-Theater, das wir besuchten, werden sogenannte „Funciones por hora“ mit Musik, „zarzuellas“ genannt, gegeben. Jedes Stück währt eine Stunde, daher wechselt das Publikum beständig. Die einen kommen um acht, die anderen um neun Uhr u. s. w. Da wir zwei „Funciones“ sahen, waren wir genötigt, zwischen der ersten und zweiten neue Billette zu holen und Platz zu wechseln. Ge spielt wird aufs natürlichste, von Schminke und Pathos ist keine Rede. Jedes kommt wie es geht und steht, in den Alltagsleidern auf die Bühne. Ich hatte vollständig das Gefühl, auf einer Gasse in Andalusien zu sein. Und gleich wie die Schauspieler mit sichtlich Lust spielen, so ist auch das Publikum dankbar und empfänglich. Der kleinste Witz wird belacht und beklatscht. —

— Ueber die Art, wie G. Segantini an seinem für die Pariser Welt-Ausstellung bestimmten Engadin-Panorama arbeitet, berichtet die „Engadiner Post“: „Er zeichnet bis tief in die Nacht hinein, um 6 Uhr in der Frühe findet man ihn wieder an der Arbeit. Ein gewaltiges Winterbild von 3—4 Metern steht halb vollendet inmitten des Schneefeldes gegen Cavaloggio hin. Es ist notdürftig mit Brettern bedeckt. Jeden schönen Morgen vor Sonnenaufgang arbeitet da Segantini im Freien. Das ganze Werk wird 14,5 Meter lang und 5 Meter hoch.“ —

— Am Monte Rosa, wo von einer englischen Gesellschaft Kupferminen ausgebeutet werden, soll, wie die „Chemiker-Zeitung“ meldet, eine Goldader gefunden worden sein, die 2 Kilogramm Gold pro Tonne Mineral ergibt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 7. Mai.